

# Der Invalidenzug

Autor(en): **Bütikofer, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 38

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640979>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie wir eben sahen, den Mächtigen dieser Erde, Kaisern und Königen, den Krieg. Der Name des Alpenfreistaates erfüllte die Welt und wer es immer konnte und im Beutel hatte, sicherte sich den starken Arm der Eidgenossen. Statt des Hirtenhemdes und des Hirtenstabes waren Blechhaube und Hellebarde der Alltagsruft der Schweizer geworden. Weltherren und Weltstädte zitterten vor ihnen. Hätten sie ihre Macht und Kraft ausgenutzt, sie hätten ein großes Reich gründen können. Es war eine glorreiche Zeit für die Waffen, aber eine segenlose Zeit für die Heimat. Denn die alten Eidgenossen hatten kein rechtes gemeinsames Ziel; kein tief vaterländischer Gedanke hielt sie zusammen. Wenn sie auch wohl Bundestreue hielten, wie im obigen Hörtlein, so dachte für gewöhnlich doch jeder Stand zuerst an sich und stellte so gar oft die gemeine Eidgenossenschaft hinten. Diese lose Verbindung und kleinstädtischen Eifersüchteleien brachten uns dann zu Ende des 18. Jahrhunderts fast um die Freiheit, die doch mit so viel Blut und Schweiß gewonnen worden war. Denn als damals die Franzosen mit ihren siegreichen Heeren in unser Vaterland einbrachen, taten sich die Schweizer nicht zusammen. Jeder eidgenössische Stand meinte, das Welttheer auf eigene Faust bodigen zu können. Ja, jeder Bergbauer dachte, ich kann warten, bis mir der Feind gegen das eigene Haus rückt; ich will ihn dann schon recht schaffen durch den Sauchelasten ziehen. Das war ein schönes, aber also ein unnützes Kraftgefühl und es war wohl gut, daß unsere Vorfäter vor vierhundert Jahren keine Großmacht begründet hätten. Bei ihrer geringen Einheit wäre das Reich in der nachmaligen Zeit der großen Revolution wie ein Kartenhaus auseinander gegangen. Die Kleinheit, die den Nachbarn dienende Geschlossenheit unseres Landes, retteten sozusagen damals unsere freie Alpenrepublik. Wir wollen daher unsern Vorfätern nicht zürnen, daß sie die Schweiz zu keiner losen Großmacht zu gestalten verstanden. Wir wollen ihnen danken für die rühmenswerte Kraft, die uns auf dem Gipfel der großen Nachbarreiche dieses wohnliche, wenn auch kleine Haus gebaut hat, auf dem das Zeichen der Freiheit weht. Sind wir drin ein kleines Volk, so sind wir doch in allen Dingen umtunlich; das müssen uns aller Herren Länder bezeugen. Sind wir ein mehrsprachiges Volk, so verstehen wir uns doch ganz wohl, denn wir lassen das Herz reden. Haben wir die Freude an Krieg und Blutvergießen von uns abgetan, so haben wir doch nicht von uns abgetan den Mut zur Verteidigung unseres Hauses und seiner so viel bedeutenden Fahne.

Ein Glöcklein schrillte durchs Haus.

Was kümmern mich die Schellen der ganzen Welt, wenn ich an mein Vaterland denke.

Aber das Glöcklein schrillt und schrillt. Da kam ich zu mir und mißmutig ging ich hinunter, die Haustüre zu öffnen; das Mädchen war ja wohl zur Ruhe gegangen. Wer mochte denn so spät noch kommen? — Meine Frau stand vor mir. „Ach, du bist's ja, das habe ich nun ganz vergessen,

daß du bei Francesco Chiesa in der Tonhalle gewesen bist. Und nun, wie war's denn?“ — „O, herrlich, köstlich,“ rief sie aus, „dieser Chiesa ist doch wohl ein Dichter von Gottesgnaden, ein echter Dichter. Was er gibt, ist nicht nur Blume, 's ist auch Duft, war er anbietet, ist nicht nur Stimme, 's ist auch Herz. Er ist doch wohl eine Nachtigall, denn er hat auch ihre bescheidene Art. Wie freue ich mich, daß dieser Sänger unser Eidgenosse ist!“

Da stieg ich wieder hinauf in meinen hochgelegenen Ausguck und schrieb ins Notizbüchlein: Liebe alte Eidgenossen und Vorfäter! Wenn es auch gläublich heilsam war, daß ihr kein großes Reich zusammentrugt, so will ich euch heute doch von ganzem Herzen danken, daß ihr einst wenigstens auf der Sonnenseite der Hausmauer unseres Schweizerhauses einen so prächtigen Garten anzulegen und ihn auch gegen alle seine Feinde zu bewahren veranstandet. Ehre den drei Urständen, die einstmals tollkühnen Mutes der Krone von Frankreich den Krieg zu erklären wagten, um uns einen sonnenseitigen Garten zu gewinnen. Ehre den Eidgenossen, die ihn erstreiten und behaupten halfen.

Jahrhundertlang freuten wir uns unseres südlichen Gartens. Jahrhundertlang hüteten ihn unsere Ahnen, mit der Hellebarde im Arm, ein immergrünes Reislein hinterm Ohr, auf den Mauern des Svito liegend. Jahrhundertlang wachten sie eifersüchtig über den Garten, den das rote Licht des Pfirsichbäumchens erleuchtet, und horchten von den Mauern der drei alten Burgen, den Becher mit Welschwein in der Faust, in die Gassen von Bellenz hinunter, auf das Klappern der zierlichen Zoccoli.

Wie gut ist's, daß uns die Ahnen diesen Garten auf der Sonnenseite gewonnen haben. Wie danken wir ihnen, daß sie uns mit den sonnenfrohen Bewohnern ewiglich verbanden, die da in den Luthhäuschen zu Lauis, Luggarus und Bellenz leben, und die heute unter unserm Schweizerbanner, als getreue Nachfahren der Helden Stanga und Stupa und der Sieger von Giornico, mit uns die Westseite unseres Hauses bewachen und schirmen helfen. Einer ihrer Besten hält ja heute den Hochsitz dieses Hauses inne.

Wie schön ist's, daß wir diesen Garten haben, in den wir uns nun durch unsere himmelhohe Hausmauer einen bequemen Eingang gebohrt haben. Wie herrlich ist's in diesem Garten, in unserm eigenen Schweizerischen Garten zu lustwandeln, in dem eigenen Garten, an dessen blauen Wassern eine schlüchternachtigall schluchzt und jubelt; die Nachtigall von Lauis, die einmal in unser verschneites Land flog, um uns in den erwachenden Lenz unseres sonnenseitigen Gartens einzuladen.

„Schon rann der Schnee, besiegt vom warmen Wind:

Nur an der Berge kühlfsten Schattenstellen

Lag er, wie Linnen, die zerrissen sind.

Schon plauschten, platschten, plauderten die Quellen

Von schönen Märchen . . . . .“

Sing, liebe Nachtigall von Lauis, sing!

## Schweizerfonntagnachmittag.

Es strahlt die Welt, es blüht der Hag,  
's ist Schweizerfonntagnachmittag!

Vom Schießstand knallt der Büchsenfuß,  
Dem Schweizerrohr ein Hochgenuß.

Am Dorfrand holpert Regelschub,  
„Kranz! . . . Alle neune!“ ruft der Bub.

Gelächter hinterm Lattenschlag —  
's ist Schweizerfonntagnachmittag.

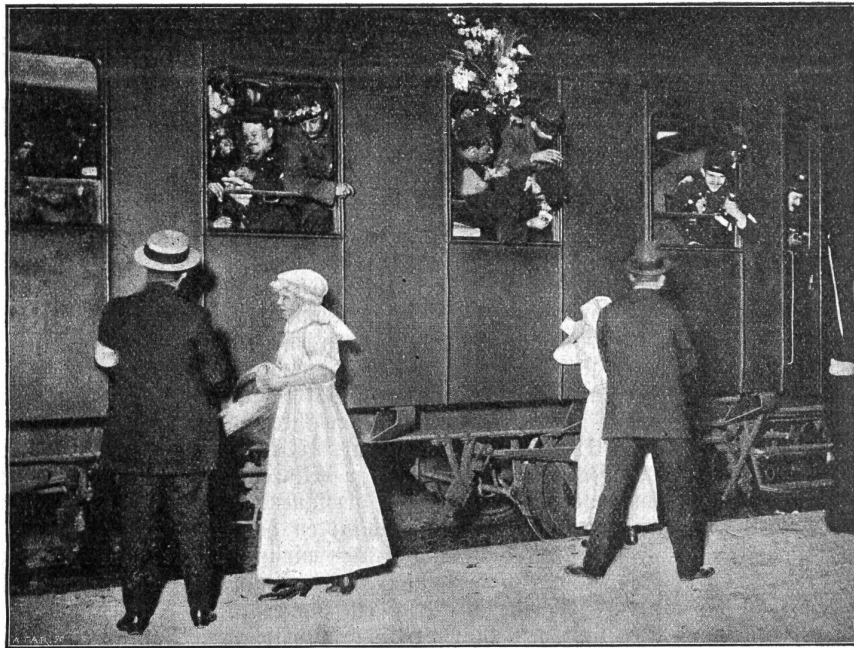
Domink Müller.

## Der Invalidenzug.

Skizze von Ernst Bütikofer, Biel.

„Was hast du denn so spät in Bern noch zu schaffen?“  
„Ich habe eine Perronkarte für den Invalidenzug.“  
Da war meine Mutter schon weg.

„Der Onkel darf auf den Perron!“ schrie mein acht-  
jähriger Neffe, und dann war er auch weg! Bald kamen  
beide wieder mit Tabak, Zigarren und Schokolade, die



französische Sanität und Schwerverwundete aus Deutschland kommend auf ihrer Durchfahrt im Genfer Bahnhof.

mit der Kleine mit aufrichtiger Geberfreude eingehändigte.

Warum ich dies erzähle? Weil sich an jenem Abend in Bern die genau gleiche Szene in vielen Duzenden von Familien zugetragen hat. Die Stadt stand im Zeichen der Teilnahme für die Opfer des Krieges, für jene Unglücklichen, die man nicht Krüppel zu nennen wagt, weil die Achtung vor den für das Vaterland Leidenden das harte Wort erstift.

Bunt war die Menge, die sich in mittenächtlicher Stunde auf dem Perron einfand. Verschieden im Alter, in der Nationalität, in Sprache und sozialer Stellung, einig aber in der Teilnahme für die durchreisenden menschlichen Trümmer des Krieges. Wissen sollen sie, daß in unserer kriegsumbrandeten Friedensinsel warme Herzen das Grauen und Unglück der Marsherrschaft mitfühlen. Und dieses Wissen sollen die armen Soldaten mit sich in die Heimat nehmen, als kleiner aber bleibender Sonnenstrahl aus der Schweiz. Das Dunkel der Nacht entzieht ihnen die Schönheiten unseres Landes. Nicht aber die Anteilnahme der Bevölkerung. Von der gütigen Schweiz werden sie zu Hause erzählen. Ich bin stolz darauf. Denn die Perrongäste mit den unzähligen Liebesgaben sind nur ein kleines Häufchen Mitgefühl, genommen von dem Berg echter Nächstenliebe des Volkes. Nicht aus Eigenlob erwähne ich dies. Aber in Bern auf dem Bahnhosperron habe ich als prächtige Offenbarung die alten Zeiten und die alte Schweiz wiedergefunden!

Langsam fuhr der Zug in die Halle ein. Taschentücher, winkende Arme, rote Käppi wurden sichtbar. Dazwischen wohl auch Sportmützen und Ziviljaden, Trifoloren und Schweizerfähnchen. Alles überstrahlt von den durch die endlich gestillte Heimatssehnsucht fast verklärten Gesichtern der Invaliden. Wie ein Festzug war es anzusehen! Selbst die Augen der liegenden Schwerverwundeten leuchteten!

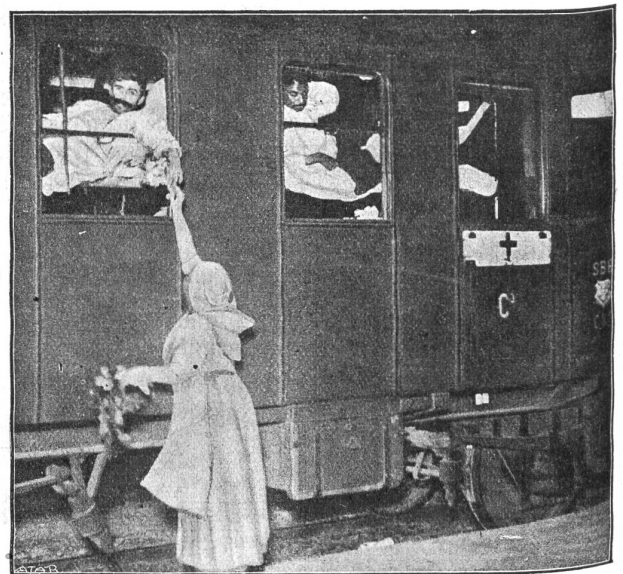
Raum hielt der Zug, kam auch der Regen der Liebesgaben. Ansichtskarten, Früchte, Tabak, Fähnchen, Schokolade wurden in verschwenderischer Fülle ausgeteilt. Oft reichte es sogar zu einem gestickten Taschentuch, einer Pfeife oder einem Tabakbeutel. Vor allem aber wurden die In-

validen mit Blumen beschenkt. Nicht weniger liegende Schwerverwundete waren ganz in Blumen gebettet. Blumen steckten in den Knopflöchern, Blumen schmückten die Fensterrahmen, Blumen hielten die Invaliden in den Händen und atmeten mit ihrem Duft auch eine reine Dosis echter Menschlichkeit ein. Die Trompete blies zur Abfahrt und noch immer wurden Liebesgaben verteilt.

Eine Unmasse Unglück führt der Zug. Doch man merkt nicht viel davon. Fehlende Gliedmaßen, tödliche Krankheitskeime lassen sich vom Perron aus kaum erkennen. Und bei den Liegenden entzieht eine wollene Decke fast den ganzen Körper und vermag nach außen nur leichte Krankheiten vorzutauschen. Aber dort richtet sich einer empor, dreht sich gegen das Fenster und weist mit einer traurigen Gebärde auf seine beiden Beinestummel! Eifrig kalt durchschauderte es mich! Der Krieg ist es, der mich mit seinem Hauch berührte. In diesem Hauche habe ich ihn deutlich empfunden! Wie furchtbar muß er sein für diejenigen, die ihn in seiner ganzen Wucht kennen lernen mußten! Der Mann ohne Beine rauchte gemächlich sein Pfeifchen. O, nur keine Drehorgel, nur das nicht! war mein heißer Wunsch für ihn.

Langsam fuhr der Zug zum Bahnhof hinaus. Unzählige Händedrucke, unzählige „Vive la Suisse — Merci — Arrivez bien“, — dann der helle Lichterschein der sich entfernenden Wagen, zuletzt die Signallaterne und das Rollen des Zuges, das war der Abschied. Der Zug fuhr der Heimat entgegen, im Zeichen des Roten Kreuzes, das den Invaliden für heute zum Stern von Bethlehem geworden war!

Noch steht die Menge auf dem Perron. Aber sie hat sich verändert! Fröhlicher Glanz ruht auf allen Gesichtern! Jeder ist froh, daß er hat mithelfen dürfen, den Invaliden eine kleine Freude zu bereiten, jeder ist stolz darauf, noch so viel echte Menschlichkeit, die nicht nach woher und wohin fragt, gefunden zu haben! Das sind unvergeßliche Augenblicke!



Aus Deutschland kommende französische Schwerverwundete auf der Durchfahrt im Genfer Bahnhof.